

**Vortrag von Prof. Dr. Fulbert Steffensky  
auf dem 2. Religionspädagogischen Tag Westküste  
„Auf Feste einstimmen“  
Spirituelle Impulse für den Schulalltag  
am 25. März 2010 in Heide**

### **Spiritualität und Begegnung**

Ich werde Sie am Anfang mit einigen Hauptsätzen bombardieren, die die These meines Vortrags enthalten: Niemand kann sich selbst erschaffen; niemand kann nur an sich selbst wachsen; niemand kann sich von sich selbst ernähren; man kann nicht an sich selbst gesunden. Wir gewinnen uns, indem wir dahin geführt werden, wo wir noch nie waren. Wir gewinnen uns, wenn wir auf die uns selber widersprechenden Andersartigkeiten von Personen, Texten, Traditionen und Formen stoßen. Wir werden Subjekt in der Begegnung mit fremden Subjekten. Man lernt, wer man ist, an fremden Gesichtern, also gerade nicht, indem man in den Spiegel schaut und nicht mehr sieht als sich selbst. Narziss lernt nichts in der Süße der Selbstbegegnung. Er versinkt. Wir werden Subjekte, indem wir erlauben, dass die Welt uns entgegentritt. Die Erde lehrt uns mehr über uns selbst als alle Bücher, da sie sich uns entgegenstellt. Der eigenen Dumpfheit entkommt man nur im Zwiegespräch mit der Welt. Das ist die These dieses Vortrags. Spiritualität ist also keineswegs das Versinken in der eigenen Tiefe. Es ist nicht die weltlose Erfahrung unserer selbst, es ist die Erfahrung von Welt, die uns der eigenen Dumpfheit entreißt. Spiritualität also ist Begegnung.

In den neueren religiösen Lagen gilt Selbsterfahrung als Kern von Spiritualität. Wir stoßen dauernd auf einen tiefen Erfahrungsdurst und den Hunger, sich selber – sozusagen – Umweglos zu erleben. Das mag damit zusammenhängen, dass unsere Lebensräume in dieser Ersten, wohlhabenden Welt so erfahrungs- und sinnarm geworden sind, es sind temperierte Räume. Wir werden kaum einmal bis auf die Haut nass. Wir sind nicht bedrängt von Kälte und Hitze. Wir wissen kaum noch, was Hunger und Durst sind. Wir wissen nicht mehr, was eine Dunkelheit ist, bei der man die Hand vor den Augen nicht sieht. Man erfährt kaum eine vollkommene Stille. Vermutlich sind auch unsere erotischen Erfahrungen gedämpfter, als sie früher waren, gerade weil sie umstandslos zu haben sind. Wir erleben wohl weniger Glück und weniger Verzweiflung als in jenen Zeiten, in denen Menschen schutzloser waren gegen die Natur und gegen sich selber. Unsere Schulterfahrungen sind geringer geworden. Die Welt, die Religion, wir selber sind freundlicher uns selbst gegenüber geworden. Aber es gibt nichts ohne Preis. Vielleicht bezahlen wir den Fortschritt der Freiheit mit einer Art narkotischem Gefühl der Welt und dem Leben gegenüber. Dies dürfte eine der Gründe sein, warum Menschen dazu drängen, sich selber zu spüren, zu erleben und mit sich zu experimentieren.

#### **1. Spiritualität und Bildung als Selbstbestimmung und als Transzendenz seiner selbst**

Der Nähkurs an einer Volkshochschule verfolgt bestimmte eindeutige Zwecke. Menschen sollen zum Nähen befähigt werden. Ist dieser Kurs eine Bildungseinrichtung? Ja, denn Menschen lernen, mit ihrer Welt umzugehen. Jedes Können macht heimischer in der Welt. Wir können die Welt bearbeiten, sie erhält durch unsere Arbeit unsere eigenen Züge, und so werden wir in ihr heimischer. Die Welt, an der wir gearbeitet haben, atmet unsere eigene Subjektivität. Je mehr wir an den Dingen arbeiten, sie also nicht nur kaufen, um so mehr werden sie uns vertraut, und zu den Dingen, an denen wir gearbeitet haben, gewinnen wir ein fast personales Verhältnis. Wenn aber alle Bildungseinrichtungen, die Schulen, die Akademien, die Universitäten nicht mehr lehrten als solche Techniken, dann geriete Bildung

unter die vollkommene Herrschaft der Zwecke. Man würde Sachen lernen, aber nur in einem geringen Maß sich selber. Bildung ist die Ermöglichung des Menschen, sich selber zu bestimmen. Der Mensch ist ein sich selbst bestimmendes Wesen. Das ist eine der Essenzen, die wir mit der Reformation gelernt haben. Er wird nicht bestimmt durch die Summe seiner Traditionen, nicht durch Autoritäten wie Päpste oder Könige, nicht durch Einrichtungen wie die Schule und die Welt seiner Arbeit. Er bestimmt sich selber. Wir sind unvertretbar vor Gott. Niemand kann für uns sprechen, niemand kann uns ersetzen, niemand kann uns Stimme und Gewissen nehmen. Ich weiß, dies ist eher ein Glaubensannahme als eine empirische Aussage, wenn man bedenkt unter welchen Zwängen wir leben und von welchen Bestimmern wir besetzt sind. Aber ohne diese regulative Annahme würden wir uns selbst zu mechanischen Wesen verdammen. Bildung hat die Selbstbestimmung des Menschen zu einem ihrer vornehmen Ziele. Der Mensch soll befähigt werden zu seinem eigenen Glauben, zur Orientierung in dieser Welt und zum ethischen Handeln. Niemand soll der Meister seiner Weltauffassung, Entscheidungen und seines Gewissens sein. Bildungseinrichtungen helfen Menschen, Subjekte zu werden, sie richten ihn nicht zu und ab.

Ich beuge einem Missverständnis vor: Selbstbestimmung heißt nicht Selbstverwirklichung. Die narzisstischen Selbstverwirklichungsphänomene, die wir an vielen Stellen sehen, sind eigentlich eher Verarmungsphänomene. Wenn man die Welt verloren hat, wenn man mit den Traditionen das Bewusstsein seiner eigenen Herkunft verloren hat, wenn man alle Lebensziele verloren hat, dann kann man die Welt nur noch mit sich selber erfüllen. Man erschöpft sich in den Liebesaffären mit sich selber. Man gerät unter die Zwänge seiner selbst, und dies hat nichts mehr mit Selbstbestimmung und mit der Autonomie des Subjekts zu tun. Diese Selbstversessenheit verhindert die generativen Fähigkeiten dem Leben gegenüber. Sie verhindert die Väterlichkeit und Mütterlichkeit und zerstört die Solidarität. Ich sage dies nicht moralistisch, obwohl die Selbstversessenheit auch eine Zerstörung der Moral bedeutet. Sie ist eine Quelle des Unglücks, wie es vielleicht in anderen Zeiten ein Unglück war, sich selber nicht lieben zu dürfen. Die Autonomie, die ich mit dem Begriff Selbstbestimmung meine, kommt nicht zustande, indem das Subjekt sich dauernd von sich selber ernährt, in sich selber ruht, sich selber zum Ziel hat, sondern indem es von sich selber weggeführt wird, welthaltig und weltverantwortlich wird. Zur gebildeten Selbstbestimmung gehört also Selbsttranszendenz. Ich finde mich, indem ich mich nicht suche. Ich finde mich, indem ich die eigene Herkunft wahrnehme. Ich finde mich, indem ich die Welt, ihr Glück, ihr Unglück und ihre Zerstörung wahrnehme. Das gebildete Subjekt ist also zugleich das ethische Subjekt.

## **2. Spiritualität als Begegnung mit fremden Gesichtern**

Jeder Erwachsene, ob Vater oder Mutter, als Lehrerin und Pfarrer ist mit seinem Gesicht ein Missionar seiner Lebensoptionen, seines Glaubens oder Unglaubens. Er reizt die Kinder und verwickelt sie in Widersprüche durch die Fremdheit seines eigenen Gesichtes. Er ist nicht wie das Kind, er ist ein Anderer. Unsere Andersheit ist die Chance unsere Kinder, mehr zu werden als sie sind. Was ist eine gute Mission? Es ist die gewaltlose, ressentimentlose und absichtslose Werbung für die Schönheit eines Lebenskonzepts. Diese Werbung ist ressentimentlos, indem wir ohne Bekümmerung akzeptieren, dass Kinder andere Lebenswege einschlagen als die der Erwachsenen. Aber es gibt andere Wege des Geistes und andere Dialekte der Hoffnung als unsere eigenen. Mission kann man wollen, wenn man auf seine eigene Einmaligkeit verzichtet, so sehr das unseren Narzissmus kränken mag. Gesicht zeigen und abdanken können, d.h. sich den Kindern nicht als Oktroy aufzuerlegen, also Deutlichkeit und Gewaltfreiheit hilft unseren Kindern, Gesicht zu gewinnen. Lassen und nicht im Stich lassen ermöglicht den Kindern die Begegnung mit den Gesichtern der Erwachsenen.

Wir werben nicht mit hauptsächlich Worten, sondern mit unserer Deutlichkeit für eine Idee, einen Glauben oder eine ethische Vorstellung. Die Werbung ist absichtslos. Sie

geschieht nicht mit der Absicht, unsere Kinder unter allen Umständen zur eigenen Glaubensweise zu bekehren, wohl mit der Absicht, dass auch sie schön finde, was wir lieben und woran wir glauben. Wenn ich etwas liebe und wenn ich an etwas glaube, dann liegt es im Wesen dieser Liebe, dass sie öffentlich zeigt, was sie liebt. Eine sich verbergende Liebe ist auf Dauer keine Liebe. Man gibt sich selber ein Gesicht, man identifiziert sich selber und erfährt, wer man ist, indem man zeigt, wer man ist und woran man glaubt. Junge Menschen brauchen nichts dringender als dass Menschen sich ihnen zeigen; dass ihr Gesicht und ihre Lebenskonturen erkennbar werden. Lehren heißt, zeigen, was man liebt. Menschen werden wahrscheinlich nicht lieben, was wir lieben. Aber sie lernen, dass man überhaupt etwas lieben und für etwas stehen kann. Wir machen Jugendlichen das Angebot, sich zu identifizieren und sich kenntlich zu machen - vor sich selber und vor anderen, indem wir uns als Kenntliche zeigen. Wenn Sie auf kenntliche Menschen und erkennbare Institutionen stoßen, dann können sie vielleicht auf die zwanghaften Selbstidentifizierungen verzichten, die etwa in der Ausübung von Gewalt besteht. Gewalt und gewaltförmige Symbolik waren immer schon die Mittel von Identitätszwängen.

Ich richte in diesem Zusammenhang einen Wunsch an die Lehrer und Lehrerinnen: sie sollen nicht aus ihrer Rolle fliehen. Spätestens am Ende der 60er Jahre brachen die alten harten Autoritäten zusammen. Die zukünftigen Lehrer kämpften gegen die Autoritäten und gegen ihre eigene Autorität. Es kamen für einige Zeit Väter, Mütter, Pfarrerrinnen, Lehrer, die alles sein wollten nur nicht Autorität. Schön ist der Gewaltverzicht, den diese Generation sich vorgenommen hatte. Aber die alte Autorität kann nicht ersetzt werden durch ihr Gegenteil, d durch die dauernde Selbsterledigung der Lehrer als Lehrer, der Väter als Väter, der Mütter als Mütter. In Zeiten ohne Kanon ist es nicht leicht eine „Lehre“ zu haben. Junge Menschen, die „unwissende Meister“ als Lehrer und Lehrerinnen, Pfarrer, Väter und Mütter haben, spüren, dass ihnen die Welt unkenntlich wird, wo ihnen nicht Erwachsene gegenüber treten mit erkennbaren Gesichtszügen und mit erkennbarere Andersheit. Man lernt das meiste an der Andersheit der anderen. „Der Mensch entdeckt sich, wenn er sich an Widerständen misst.“ (Saint-Exupéry) Unsere Kinder brauchen uns als Erwachsene, sie brauchen uns als andere. Sie brauchen uns als Menschen, die etwas vertreten, an etwas glauben und etwas wollen. Sie brauchen unser Gesicht, sonst können sie sich selber an uns nicht erkennen, nicht abarbeiten, nicht ihren eigenen Lebensentwurf am fremden probieren. Es hilft ihnen im Leben nicht weiter, wenn sie in ihren Lehrern und Lehrerinnen, in den Vätern und Müttern nur sich selbst und die eigene Hilflosigkeit wiederfinden; wenn jedes Gespräch mit ihnen zum Selbstgespräch wird.

### **3. Spiritualität als Begegnung mit fremden Erfahrungen: Der Wert der Tradition**

Ich möchte mit einem alten Märchen aus der frühchristlichen Zeit beginnen. In ihm ist von einem Königssohn geredet, der im Osten, in der Welt des Lichts wohnt, umhegt von der Fürsorge seiner Eltern. Dort aber kann er nicht bleiben. Er soll nach Ägypten, in das Land der Finsternis und eine kostbare Perle finden. Er legt die Königskleider aus purem Glanz ab und macht sich auf den Weg. Erbe kann er erst sein, wenn er die Gefahren bestanden hat und mit der Perle zurück ist. Er kommt in das fremde Land und kehrt in einer Herberge ein:

Einsam war ich, keiner stand mir zur Seite,  
den anderen Gästen meiner Herberge war ich fremd...  
Ich wollte aber nicht auffallen,  
wollte vermeiden, dass sie mich als Fremden erkannten...  
Deshalb kleidete ich mich mit ihren Gewändern.

Schließlich aber unterliegt er der schlaunen List der Bewohner des Landes der Dunkelheit:

Ich trank von ihrem Trunk des Vergessens,  
 und ich aß von ihrer verderblichen Speise.  
 Da vergaß ich, dass ich ein Königssohn bin,  
 vergaß meinen Auftrag, vergaß auch die Perle.

Er lebte nun wie ein Ägypter unter den Ägyptern; er diente ihrem König wie ein Sklave, obgleich er Königssohn war. Er fiel in den tiefen Schlaf des Vergessens. Als man dies im Lande des Lichts erfuhr, herrschte Bestürzung. Die Eltern und die Edlen des Landes schrieben einen Brief an den Königssohn:

Kunde von deinem Vater, dem König der Könige.  
 Kunde von deiner Mutter, der Herrscherin des Ostens.  
 Erwache und stehe auf von deinem Schlaf!...  
 Erwache dich: Du bist ein Königssohn!  
 Erwache dich der unvergleichbaren Perle!  
 Erwache dich des Auftrags, den du bekamst!  
 Erwache dich des Kleids aus purem Glanz...,  
 mit dem du geschmückt werden wirst!  
 Unvergessen wird dein Name sein,  
 im Buche der Helden wird man ihn lesen.  
 Du und dein Bruder...,  
 ihr seid die Erben des Reichs.

Der Brief wurde zum Adler und flog zum Königssohn. Als er dort war, wurde er zu einer Stimme, die den Königssohn aus seinen Todesträumen weckte. Er erinnerte sich nun der Worte, die in seinem Herzen eingeschrieben waren, er verglich sie mit denen des Briefs, und er sah, dass sie übereinstimmten. Er erkämpfte die Perle. Das Gewand der Knechtschaft streifte er ab, und er suchte seinen Weg zum Land des Lichts. Der Brief half ihm, den Weg zu finden. Er war ihm Licht auf dem Weg, er war ihm Stimme auf dem Weg.

Die Lieder, die Gedichte, die Bibel, die anderen Texte der Tradition sind die Brief aus dem fernen Land. Wer einen solchen Brief aus der Ferne hat, der könnte am Weiterschlafen gehindert sein. Er könnte aufwachen und sehen, wo er ist und wem er dient. Die Schärfe seines Blickes kommt daher, dass er nicht nur ein Heutiger ist. Er ist auch ein Gestriger mit einer alten Erinnerung, er ist auch ein Morgiger mit seinem Versprechen. Die Gegenwart, die nur sich selber kennt, ist das pure Gefängnis.

Man kann auf doppelte Weise an Texten leiden: daran, dass man welche hat, und daran dass man keine hat. Das erste ist das alte Leiden: Texte drängen sich an die Stelle der Wirklichkeit, und sie wollen sie beherrschen oder ersetzen. Die Zeiten sind noch nicht lange vorbei, da Menschen ihre eigenen authentischen Erfahrungen gegen die Bücher retten mussten, gegen die heiligen Texte, die die Welt definierten und gegen die die Wirklichkeit es nicht leicht hatte. Es war die Zeit der Bibeln, in denen die Menschen alles Sagbare schon aufgeschrieben vermuteten. Man musste nur lesen und richtig interpretieren können

Es gibt ein anderes Gefängnis: dass Menschen nur noch Gefangene ihrer eigenen Herzen sind; dass sie keine Texte, keine Bilder, keine Lieder, keine Gedichte, keine Sprichwörter und keine Gruppe mehr haben, die einem die Welt aufschließen. Die Welt liegt den Menschen nicht offen zu Füßen, und die Wirklichkeit ist nicht jederzeit betretbar. Wenn man keine Führer hat, kann man sich in der Wirklichkeit nicht zurechtfinden und erkennen, was sie hat und was ihr fehlt. Texte, die man sich erwählt hat; auf die man setzt; die zum Kanon geworden sind, indem man ihnen vorrangig vertraut, öffnen die Augen für die

Gegenwart. Die pure Gegenwart ist aus sich selber heraus nicht lesbar. Sie blendet und verblendet.

Was richtet der alte Text in uns an? Zunächst: der alte Text borgt uns Erfahrungen. Menschen lernen nicht nur an sich selber, durch die eigenen Irrtümer, Niederlagen und Erfolge. Sie lernen auch aus fremden Erfahrungen. Sie lernen am Modell anderer Zeiten, anderer Niederlagen und anderen Gelingens. Unsere Hoffnung kommt zustande, indem wir die Realisation der Hoffnungen von anderen wahrnehmen. Im Psalm 18 heißt es: „Mit meinem Gott springe ich über Mauern.“ Ich kann noch nicht über die Mauer springen, aber es hat in der Geschichte der Gruppe, zu der ich mich zähle, schon Menschen gegeben, denen es gelungen ist. Ich mache mir ihre Erfahrung so sehr zu eigen, dass ich mit dem Psalm sprechen kann: Du hast uns aus Ägypten geführt! Du hast uns durch das Wasser geführt, und du hast uns in der Wüste gesättigt. Die in den Texten gesammelten Erfahrungen erinnern mich daran, dass man Wasser und Wüsten entkommen kann. Ich berge mich in fremde Erfahrungen. Ich bin nicht allein, und ich muss nicht der vollkommene Meister meiner selber; meiner eigenen Hoffnung und Souveränität sein. Die Gruppe und ihre Texte sind immer auch eine Hoffungsverleihanstalt, und man kann die eigene Hoffnungslosigkeit maskieren mit den fremden Geschichten. Am kräftigsten sind die Texte, wenn sie in einer Gruppe geteilt werden; wenn sie also eine Kirche im Rücken haben. Darauf werde ich noch kommen.

Ich möchte nun nicht nur die Wahrheit loben, zu denen uns die alten Texte führe können. Ich möchte zuerst ihre Schönheit loben. Etwas schön zu finden, ist wichtiger, als etwas nur für wahr zu halten. Mit dieser Schönheit meine ich nicht als einen formalästhetischen Begriff. Die Geschichten lehren den Durst nach mehr Leben. Man will Amen sagen, wenn man sie hört: Ja, so soll es sein, so kann man leben. Die Schönheit und die Poesie sind die Mütter der Lebenshoffnung. Jeder Sturz der Tyrannen, jede Arbeit an der Gerechtigkeit und jeder Traum von einer anderen Welt sind auf diese Schönheiten angewiesen. Ohne Schönheit und ohne Poesie geht ihnen der Atem aus oder sie werden stalinistisch. Schönheit, Spiel, Poesie und Gewaltlosigkeit haben miteinander zu tun. Jede Bewegung, die das Leben von Menschen ändern will, ist nicht nur nach ihren Zielen zu befragen und durch ihre Ziele gerechtfertigt. Man muss sie fragen, ob sie Zeit hat für Umwege oder ob sie nur funktionalistisch denkt. Man muss sie fragen, ob sie einen Ort und ob sie Zeit hat für das Spiel, für die Lieder und für die Erzählungen der Freiheit – auch für das Gebet als die große poetische Form des Freiheitsdurstes. Das Lob der Schönheit will ich abschließen mit einer kleinen persönlichen Geschichte. Ich hatte eine Schwester – sie ist schon gestorben –, die sehr schön war. Meine gut katholische und besorgte Mutter hat ihr, als sie noch ein junges Mädchen war, manchmal gesagt: „Kind, Schönheit bleibt nicht ohne Folgen!“ Das war prophetisch gesprochen: Schönheit bleibt nicht folgenlos.

Noch einmal grundsätzlich zum Umgang mit unseren Traditionen! Ich beginne mit einem Bild. Unsere Enkelkinder, also sie noch klein waren, schlappten gerne in unseren Schuhen und Pantoffeln durch die Wohnung. Sie spielten, sie wären wir. Was tun wir, wenn wir, wenn wir die Geschichten der Freiheit hören; wenn wir einen Psalm oder ein Gedicht sprechen? Was tun wir, wenn wir die anderen grossen Sätze dieses Bekenntnisses oder unserer Tradition sprechen? Wir schlappen in der Sprache und in den Bildern unserer Toten durch das Leben. Diese Sprache passt uns nicht ganz; wir haben sie uns nicht ausgedacht. Es sind oft zu große Worte für unseren kleinen Glauben, für unsere karge Hoffnung und für unser beschränktes Verstehen. Sie ist uns so fremd, wie unsere Schuhe den Enkeln fremd sind. Sie ist uns so nah, wie unsere Schuhe den Enkeln nah sind. Ein Glück, dass man eine Fremdsprache hat, in die man seine eigene kleine Hoffnung bergen kann. Wenn ich einen Psalm bete, wenn ich die Texte höre, die von der Rettung des Lebens sprechen, dann berge ich mich in eine Sprache, die mir die Toten vorgewärmt haben. Ich lese in meiner Bibel: „Die Erde ist voll von deiner Güte.“ Wenn ich sehe, was in der Welt geschieht, habe ich meine Zweifel an diesem Satz. Aber so hat Bonhoeffer im Gefängnis gesprochen, und so spreche ich

diesen Satz nach. Ich sage aufgefahren in den Himmel, er wird wiederkommen zu richten die Lebenden und die Toten, und weiß, so hat Martin Luther King gesprochen, Paul Gerhard hat so gehofft, Elisabeth von Thüringen und die Polin, bevor sie im Lager Neuengamme hingerichtet wurde. Man zitiert, wenn man glaubt. Man zitiert, wenn ich auf das Land hoffe, aus dem die Seufzer geflossen sind. Ich zitiere die Apokalypse, wenn ich behaupte, dass es einen neuen Himmel und eine neue Erde geben wird, und dass der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz. Welche in Glück, dass man eine Fremdsprache für den Glauben hat. In der fremden Sprache, in den Geschichten und den Bildern von gestern berge ich meinen Glauben unter der Maske der Toten. Ich stehe nicht allein. Nicht einmal für meinen Glauben. Ich benutze die Sprache meiner lebenden und toten Geschwister, und ich benutze damit ihren Glauben. Ich glaube den Toten ihren Glauben. Mich langweilt ein überbordender Authentizitätswunsch, der sich ausdrückt in der Ablehnung der fremden Bilder, der alten Sprache und der alten Formeln. Die Beschränkung auf das Zeitgemäße, auf das Sagbare, auf das Verständliche ist eine Selbstverdammung zur Glaubensdürftigkeit. In den Formeln, in den fremden Sprachen der Väter und Mütter springe ich weit über mein Sprachvermögen hinaus. Ich spiele den Clown, in der Sprache der andern, und lese ihnen die Hoffnung von den Lippen. Ich lese ihren Glauben, ich lerne ihren Glauben. Es ist mir zu buchhalterisch, darauf zu bestehen, alles allein vor dem eigenen Verstand und Gewissen verantworten zu wollen. Mein Herz verantwortet nicht die große Sprache, die die Auferstehung der Toten und der Sturz der Tyrannen nennt. Oft spricht man sie wie fremde Sätze gegen das eigene Herz. Es gibt Menschen, die es nicht ertragen, Söhne oder Töchter zu sein, eine Herkunft und eine Tradition zu haben. Sie ertragen es nicht, Tote zu haben, die vor ihnen gelacht, geweint, geliebt und geträumt und ihren Glauben gestammelt haben. Sie sind gezwungen Originale zu sein und alles im eigenen Namen zu tun, in der eigenen Sprache zu sprechen und vor dem eigenen Verstand zu verantworten.

Im 2. Buch der Könige wird uns folgende Geschichte erzählt. Das Leben des Propheten Elia geht zu Ende. Er ist unterwegs mit seinem Lieblingsjünger Elisa. Si kommen an den Jordan, der angeschwollen ist. Elia schlägt mit seinem Mantel auf das Wasser, und sie passieren den Fluss trocknen Fußes. Dann kommt der Todeswagen, der Elia entführt. Seinem Jünger Elisa hat er seinen Mantel zurückgelassen. Dieser geht zurück, er kommt wieder an den Jordan, und er schlägt mit dem Mantel des Propheten auf das Wasser. Das Wasser teilt sich wie bei Elia, und der Jünger geht wie mit Elia ungefährdet durch den Fluss. Elisa hat ein Vermächtnis, er hat die Kraft und den Mantel des großen Meisters. Bei seiner künftigen Lebensarbeit ist er nicht mehr nur auf die eigene Kraft, auf den eigenen Mut angewiesen. Er hat den Geist des Propheten geerbt. Er braucht sich nicht mehr nur an sich selber zu wärmen. Er hat den Mantel des Toten. Die Tradition – das sind die Lebensmäntel, die uns die Toten hinterlassen haben. Man muss sich nicht nur an der eigenen Wärme wärmen. Man kann sich in sie hüllen, wenn das eigene Glaubenshemdchen gar zu kurz oder zerschissen ist. Die Tradition ist eine Art Kostümverleihanstalt mit ihren Schätzen ihrer Bilder und Texte. Wir lesen aus diesen Texten etwas heraus, indem wir etwas von uns selber hineinlesen; von unseren Hoffnungen und Lebensängsten.

#### **4. Spiritualität als Begegnung mit gebauten Welten und begrenzenden Formen**

Protestantismus und in seiner Folge die Aufklärung haben die Welt „vergeistigt“. Die Innerlichkeit und das Gewissen wurden die dramatischen Orte, nicht mehr die alten Stellen, Zeiten und Techniken, Rituale, Formen waren entscheidend. Diese Veränderung war unausweichlich, es ist nur die Frage, ob sie genügt. Die Innerlichkeit der Menschen wurde überlastet. „Jede neue Religion, die Bestand haben will - und sei es auch nur ein Jahrzehnt über ihr erstes revolutionäres Aufflammen hinaus -, muss den Schritt von der inneren zur äußeren Religiosität tun.“ (M. Douglas) Der Geist muss Orte und Zeiten finden, wenn er langfristig bleiben soll. Ich lese die Welt meiner katholischen Kindheit und die Beachtung

ihrer Orte und Zeiten, die Beachtung von Grenzen. Es war eine Welt, die uns Unterscheidung gelehrt hat, den einen Ort vom anderen, die eine Praxis von der anderen, die eine Zeit von der anderen. Vielleicht war immer ein Stück Magie der Unterscheidung der Orte Zeiten und Praxen beigemischt. Inzwischen aber frage ich mich, was gefährlicher ist: die Portion Magie oder der Verlust des Geistes im unbezeichneten Leben.

Gleichförmigkeit verödet den Geist und tötet die Aufmerksamkeit. Darum haben Menschen in Rhythmen, die sie ihrem Leben gegeben haben, die Zeiten unterschieden. Sie haben mit bestimmten Gesten den Morgen geachtet, sie haben den Höhepunkt des Tages mit einer kleinen Geste begangen, etwa mit dem Angelus um 12 Uhr, sie haben den Abend begangen, etwa mit Gebeten. Sie haben die Sonntage von den Werktagen unterschieden, nicht nur indem sie am Sonntag nicht gearbeitet haben. Sie haben sich anders gekleidet, sie haben anders gegessen, sie hatten für anderes Zeit. Was der Sonntag war, hatten sie nicht in einem abstrakten Wissen, sondern konkreten Begehungen. Sie haben sich anders „aufgeführt“, d.h. sie haben ihr Wissen um den Sonntag gelernt und befestigt mit Inszenierungen, die aus dem anderen Essen, den anderen Kleidern, dem anderen Umgang mit der Zeit bestand. Es gibt keine Lebenswichtigkeit, keine Lebenswahrheit, die sich nicht in der Zeit auslegt, die also nicht gefeiert wird und ihr Fest findet. Der Geist legt sich in Zeit aus. Menschen haben die Jahreszeiten gegliedert, sie hatten die großen Festtage als Zeitmarkierungen. Die Zeitordnung, der Rhythmus hat die Gleichgültigkeit des Lebens unterbrochen. Sonntage, Festtage und das Brauchtum zur Betonung der Zeiten kamen aus dem kollektiven Wissen einer Gruppe. Es war den einzelnen leicht, die Zeiten einzuhalten, weil viele dies taten. Zugleich hat die gemeinsame Einhaltung der Zeiten die Gemeinschaften und die Kollektive geschaffen. Menschen fühlten sich zusammen dadurch, dass sie gemeinsam Zeiten einhielten und feierten. Eine Welt aber ohne Konturen und Formen macht krank.

Was, wenn die Lebenskonturen veröden? Was, wenn wir nur noch unsere eigene Innerlichkeit haben? In seinem wundervollen Buch „Kaddisch“ beschreibt Leon Wieseltier die Geschichte des Kaddisch und der Trauerbräuche, so auch der Bräuche der Juden im mittelalterlichen Toledo. Er beschreibt, wie Verwandte der trauernden Familie Weintrauben brachten, hart gekochte Eier oder Pfirsiche. Er schließt seine Überlegungen: „In ihrer Speise lag ihr Glaube. Wenn sie ihre Eier kosteten, kosteten sie ihre Metaphysik.“ Ich möchte Wieseltier zustimmen: der Geist kommt nicht mit sich selber aus, und er lässt sich nicht in die Innerlichkeit verbannen. Was nicht nach außen dringt; was nicht Form, Aufführung, Geste, Inszenierung und Rhythmus wird; was nicht leibliche Kontur gewinnt, bleibt blass und ist vom Untergang bedroht. Die Form sind Grenzen, Grenzen heilen, zwar nicht immer. Wir haben es erlebt, wie Zwangsrituale und aufgepresste Formen den Menschen krank machen und seine Innerlichkeit zerstören. Das war eher die alte Gefahr. Die neue Gefahr ist, dass die Menschen ersticken im unbezeichneten Leben. Es gibt kein Leben ohne Gepflogenheiten, ein schönes Wort, „pflegen“ steckt in ihm.

Es geht nicht darum, sich selber wieder los zu werden, das eigene Gewissen, die eigene Sprache und das eigene Herz wieder zu verlieren an bannende Orte, Zeiten, Institutionen und heilige Mechanismen. Es geht nicht darum, weniger zu werden, als man ist. Es geht darum mehr zu werden, als man von sich aus sein kann. Und so sucht man sich verbündete für die Seele: die „Äußerlichkeiten“ der Räume, der Rhythmen, der Bauten, der Formeln, der Gesten und Rituale. Es ist eine Flucht in die Fremde, die uns mehr werden lässt, als wir sind, nicht weniger. Man baut sich von außen nach innen. Ich nenne ein Beispiel für einen bezeichneten Ort, der an unserer Innerlichkeit baut. In der Nähe unseres Institutes in Hamburg stand die alte Synagoge. Sie wurde 1938 zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. Als ich nach Hamburg kam, war dieser Ort ein Parkplatz, und ich wusste nicht, was an dieser Stelle Menschen gelitten und gehofft hatten. Vor etwa 20 Jahren wurde der Grundriss der Synagoge als Mosaik in den Boden eingelassen. Ich ging während meiner Dienstzeit fast täglich hier vorbei, und fast täglich redete dieser Ort zu mir. Er baut an meiner

Innerlichkeit und an meinem Gedächtnis. Ich war nicht mehr allein angewiesen auf die Kraft meines Herzens. Die bezeichnete Stelle baute an meinem Herzen. Formen und Gepflogenheiten sind Gehhilfen für das Schwache Herz.

### **5. Spiritualität als Begegnung mit Sitten und Bräuchen**

Vor einiger Zeit hatte eine uralte Tante ihr Jahrgedächtnis. Mein Sohn war zur Gedächtnismesse gekommen. Ich fragte ihn: „Du solltest doch heute einen Vortrag in Nürnberg halten, wieso bist du hier? Ist dein Vortrag ausgefallen?“ „Nein!“, sagte er. „Ich habe mich entschuldigt. Es gehört sich einfach, dass ich heute dabei bin.“ Ich staunte. Mir wäre in seinem Alter das „Es gehört sich so!“ nicht über die Lippen gekommen. Wir haben damals rebellierte gegen die „man“-Sätze: „Man tut das so“ oder „Es gehört sich so.“ Wir wollten selbst Subjekte unseres Denkens und unseres Handelns sein, und wir hatten Recht. Wir lebten in meiner eigenen Jugend in Zeiten, in denen wir den Diktaten des Allgemeinen unterworfen waren. Es war uns immer schon gesagt, wie man sich verhalten, wie man glauben, lieben, die Kinder erziehen sollte. Die „man“-Sätze waren oft nicht aus Weisheit und Lebenserfahrung gefunden. Es waren Regeln, die von oben nach unten galten und die Autoritätsverhältnisse regelten. Es waren Regeln, die hauptsächlich für Kinder und Jugendliche galten: Man redet nicht, wenn Erwachsene reden! Man wäscht sich die Hände vor dem Essen! Man steht auf, wenn der Lehrer die Klasse betritt! Es waren Imperative, Sätze mit Ausrufezeichen; oft nicht ohne Weisheit aber die Weisheit war ein Diktat, kein Angebot. So haben wir gegen diese befohlenen Welten protestiert, und wir mussten es tun, wenn das eigene Ich nicht verloren gehen sollte. In jenen Zeiten der vielen Befehle hat man zu viel gewusst. Man hat zu genau gewusst, wie Kinder sich gegen Erwachsene verhalten sollen, Frauen den Männern und Arbeiter ihren „Brotgebern“ gegenüber. Wir haben in jener Rebellion einiges zertrümmert, was hätte gerettet werden sollen. So ist es nun einmal. Das Erwachen des Geistes geht oft einher mit der Ruinierung alter Lebenslandschaften. Es gibt gelegentlich unvermeidliche Irrtümer.

Mein Sohn lebt in einer anderen Welt. Ihn hat man nicht mit Verhaltensdiktaten drangsaliert. Er ist in einer anderen Weise Subjekt seines Denkens und Verhaltens. Er ist freier, und er ist einsamer; einsamer, weil er gezwungen ist, sein Verhalten selber zu erfinden. Er hat keine Vorlagen, die ihn drangsaliieren. Er hat aber auch nur wenige Vorlagen, die ihm Vorschläge für sein Verhalten machen. Er muss immer Subjekt sein und sich neu erfinden. Wir haben gegen das enge Korsett von Sitten und Gepflogenheiten gekämpft. Er muss sich Lebenssitten schaffen, die ihn vor der unfruchtbaren Mühe befreien, ständig „authentisch“ zu sein. Ich liebe das Wort „Sitten“, es hat nichts mit Moral zu tun. Es sind Verhaltensvorschläge und Lebensregeln, die von zermürbenden Entscheidungszwängen befreien. Wo es Sitten gibt, sind wir nicht nur auf die Kraft unseres eigenen Herzens angewiesen. Ich setze dabei immer voraus, dass Sitten keine autoritäre Diktate sind, sondern geronnene Lebensweisheiten, die mich von meiner eigenen Zufälligkeit befreien. Sitten sind Selbstbegrenzungen, die unsere Freiheit fördern und nicht zerstören. Mein Sohn lebt freier, wenn er diesen Satz „Es gehört sich so!“ kennt. Natürlich behält er sein Kündigungsrecht gegen solche Vorschläge. Aber er hat sich, indem er auf sie hört, selber Grenzen gesetzt. Man kann nur schwer ohne Grenzen leben. Das weiss jeder, der einmal auf einem völlig leeren grossen Parkplatz parken wollte. Mein Sohn fragt sich also nicht in falschem Authentizitätswang, ob es ihm jetzt so danach zumute ist, in die Jahresmesse für die alte Tante zu gehen. „Es gehört sich so!“, und er beugt sich – vielleicht mit Humor – jener Weisheit.

Ich wende meine Überlegung auf den Fall des Betens an und stelle mir vor, es hat sich jemand zur Sitte gemacht, jeden Morgen zu einer bestimmten Zeit einen Psalm zu beten. Niemand hat ihm die Sitte diktiert. Niemand sagt ihm, er würde sündigen, wenn er nicht betete. Dieser Mensch befreit sich mit seiner Sitte oder seiner Gewohnheit von dem Diktat seiner augenblicklichen Stimmung. Er fragt nicht, ob ihm gerade jetzt und in dieser Stunde,

die er mit sich selbst ausgemacht und damit zur Sitte erhoben hat, so fromm zumute ist. Er betet, weil es Zeit ist, nicht weil er so in Stimmung ist. Er fragt nicht, ob sein Herz auch völlig parat ist für seinen Psalm. Man kann oft ja lange warten, bis das Herz parat ist. Er hat Humor mit seiner eigenen Halbheit. Die Sitte, die er nicht verachtet, macht ihn langfristig, und sie macht ihm das Leben leichter. Wir haben ein Recht auf solche Lebenserleichterungen, und unsere Ganzheit besteht aus vielen gegliederten Halbheiten.

## **6. Spiritualität als Begegnung mit der Natur**

Einer der Hauptgründe für die Verödung des Lebens ist die Entfremdung von der Natur. Ich beginne mit einer kleinen Legende über Franz von Assisi. Franziskus hat angefangen, in allen Dingen Gott zu lieben, und sein Herz war voll Freude. Eines Tages kommt er zu seiner Quelle, er redet sie an: Schwester Quelle erzähle mir von Gott! Die Quelle sprudelt auf, als ob sie reden wolle. Dann wird sie ruhig, und auf dem Grund des Wassers erblickt Franz das Gesicht der Klara, der Frau, die er liebt und in Freundschaft verbunden ist. Er ging weiter und kam zu einem Mandelbaum. Bruder Mandelbaum, erzähle mir von Gott, bat er. Die Zweige des Mandelbaums rauschten auf, der Baum fing an zu blühen, obwohl es nicht seine Zeit war. Franz sieht eine Vogelschar und bittet auch sie, von Gott zu erzählen. Sie singen ihre Lieder und flogen dann in Kreuzesform davon.

Dies ist eine Legende, die von der Lesbarkeit der Welt erzählt. Franz sieht das Wasser, und in einem zweiten Gesicht erkennt er die Züge der geliebten Frau. Er sieht den Baum und liest das Gotteslob aus seinen Zweigen. Er liest die Ganzheit der Welt aus Wasser, den Zweigen des Mandelbaums und dem Lied der Vögel. Diese Wahrnehmung der Natur ist keine neutrale Sinneswahrnehmung. Sein sehen ist nicht der berechnende Blick, der den Baum als verkaufbares Holz und das Wasser als Transportweg für Waren. Das Wasser und die Bäume sind nicht nur zur Benutzung da, sie sind für sich da und für das Lob Gottes. Sie haben ein Nicht-Verkäufliches. Sein Auge liest das Lob der Dinge, nicht nur die Verwendung der Dinge. Alles hat eine Nachricht vom Ganzen des Lebens, alles hat Stimme und Nachricht. Das Wasser, die Bäume, die Tiere, die Nacht und die Sonne. Alle sind Sakramente, Zeichen des Weltsinnes. Wer dem Leben nur in der Geste der Benutzung und Beherrschung entgegentritt, den verbindet nichts mehr mit ihm. Das Lob ist gestorben, der Sinn ist verblasst. Die Natur hat keine Botschaft mehr. Wer nur noch als großer Jagdherr der Natur entgegentritt, als Erleger und Erbeuter, für den hat sie keinen Trost. Die Natur, der ich mich ohne Herrschafts- und Benutzungsabsichten nähere heilt. Sie lässt wenigstens für einen Augenblick die Fragen des Zweifels verstummen. Schönheit heilt. Die Schönheit der Natur, die über sich selbst hinausweist, ist eine Art Propädeutikum aller Spiritualität. Die Natur lenkt den Blick von uns selbst ab, von der eigenen Zerrissenheit, von der eigenen Schwermut, die entsteht, wo man nur sich selbst im Blick hat. Die Natur lehrt uns Ruhe, Schönheit, Endlichkeit. Sie lehrt uns leben und Sterben. Ohne die Erfahrung der Natur verlernen wir unsere Sinne. Wir verlernen zu riechen, zu schmecken, zu fühlen und zu sehen. Eine unsinnliche Welt aber ist eine sinnlose Welt. Sinn und Sinnlichkeit hängen nicht nur im Wortstamm zusammen. Kein Sinn ohne Sinnlichkeit, kein Sinn ohne die Kultur der Sinne. Könnte es sein, dass die imperiale Geste, mit der wir mit der außermenschlichen Natur umgehen, etwas zu tun hat mit dem Verlust der passiven Stärken des Menschen: der Geduld, der Langsamkeit, des Lassens und der Gelassenheit, der Ehrfurcht und der Demut. In Christa Wolfs *Kassandra* weissagt die Seherin den Eroberern Trojas: Wenn ihr aufhören könnt zu siegen, wird diese eure Stadt bestehen. Sie fügt hinzu: Ich weiß von keinem Sieger, der aufhören konnte zu siegen. Aber vielleicht wird es einmal Menschen geben, die ihre Siege in Leben zu verwandeln vermögen.

## **7. Kinder lernen, wer sie sind, wenn sie dem Blick der Güte begegnen.**

Ich zitiere ein wundervolles Liebesgedicht der chilenischen Dichterin Gabriela Mistral (1889-1957). „Scham“ ist sein Titel

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön,  
 schön wie das Riedgras unterm Tau.  
 Wenn ich zum Fluss hinuntersteige,  
 erkennt das hohe Schilf mein sel'ges Angesicht nicht mehr.

Ich schäme mich des tristen Munds,  
 der Stimme, der zerriss'nen, meiner rauhen Knie.  
 Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtest,  
 fand ich mich arm, fühlt' ich mich bloß.

Am Wege trafst du keinen Stein,  
 der nackter wäre in der Morgenröte  
 als ich, die Frau, auf die du deinen Blick geworfen,  
 da du sie singen hörtest.

Ich werde schweigen. Keiner soll mein Glück  
 erschaun, der durch das Flachland schreitet,  
 den Glanz auf meiner plumpen Stirn nicht einer sehen,  
 das Zittern nicht von meiner Hand....

Die Nacht ist da. Aufs Riedgras fällt der Tau.  
 Senk lange deinen Blick auf mich. Umhüll mich zärtlich  
 durch dein Wort.

Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt,  
 die du geküsst, von Schönheit strahlen.

Eine exzentrische Geliebte: Sie hat ihre Mitte nicht in sich selber. Sie begnügt sich nicht mit der Kargheit, mit sich selber identische zu sein, denn ihre Schönheit und ihr Reichtum liegen im Blick des Geliebten: „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön, / schön wie das Riedgras unterm Tau.“ Ihre Schönheit ist nicht selbstproduziert. Sie erkennt sie nicht, indem sie in den Spiegel schaut; sie erkennt sie im Blick der Liebe. Dieser Blick befreit sie davon, Produzentin ihrer selbst zu sein und sich in der Selbstspiegelung schön finden zu müssen. Der Blick der Liebe befreit sie von dem Zwang und der Schalheit, ihre eigene Liebhaberin zu sein. Im Hohen Lied finde ich eine ähnliche Stelle(8,10). Die Braut spricht: „Ich bin geworden in seinen Augen wie eine, die Frieden findet.“ Sie spricht von einem Frieden, der nicht mit den eigenen Waffen und mit der eigenen Stärke erobert wurde. Der Blick des Geliebten baut das Haus ihres Friedens, in dem sie wohnen kann.

Das Gedicht ist menschheitliches Grundwissen. Es ist zugleich religiöses Grundwissen, es ist paulinische Theologie: Wer sich dem Blick der Güte verweigert und der Produzent seines eigenen Reichtums und seiner eigenen Schönheit sein will, der lebt im Fleisch. Die nicht auf sich selbst bestehen; die nicht ihre eigenen Lebensrechtfertiger sind; die nicht nur im eigenen Frieden leben wollen, sondern im Blick der Güte leben, die leben im Geist; für sie gibt es keine Verdammnis. Sich in den Blick der Güte bergen, an die Gnade Glauben, heißt dem Zwang der Selbstbezeugung und der Selbstidentifizierung zu entkommen.

Unter diesem Blick sind wir uns selbst enteignet in eine große Freiheit. In unserem eigenen Zentrum hausen wir nicht selbst und nicht allein. Der Geist wohnt in uns (Rm 8,11); wir bezeugen uns nicht selbst, denn der Geist gibt Zeugnis unserem Geist (Rm8,16). Nicht einmal unsere Gebete gelingen uns aus der eigenen Stärke, sondern der Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. (Rm 8,26).

Es gibt Enteignungen, es gibt Besetzungen, die den Menschen von sich selber fortreißen, seine Freiheit, seine Gedanken und seine Lieder zerstören, so dass er nur noch mit fremder Stimme sprechen kann. Es gibt Besetzungen, die uns die Gefangenschaft der eigenen Herzen gar nicht mehr erkennen lassen. Nicht von ihnen spricht Paulus, sondern vom mystischen Austausch der Liebe. So sagen es die Liebeslieder:

Du bist min, ich bin din;  
des solt du gewis sin.  
Du bist beslozzen in minem Herzen,  
verloren ist das slüzzelin:  
du muost ouch immer darinne sin.

So sagt es die kecke 5. Strophe von „Gott ist in der Mitte“ von Gerhard Tersteegen:

Wunder aller Wunder:  
ich senk mich in dich hinunter.  
Ich in dir,  
du in mir,  
laß mich ganz verschwinden,  
dich nur sehn und finden!

Der Satz von der Gnade gilt nicht nur innerreligiös. Er ist eine menschliche Grundwahrheit: Ich bin, weil ich angesehen bin. Ich stehe nicht unter dem Zwang, mir selber Vater und Mutter zu sein. Ich stehe nicht unter dem Zwang, absoluter Meister meiner selbst zu sein, und so kann ich etwas ungemein Heilsames tun: ich kann mich verlassen. Sich verlassen in einem ersten Sinn: ich verlasse mich auf den Blick, in dem ich geborgen bin, ich vertraue. Sich verlassen in einem zweiten Sinn: ich bin nicht gezwungen, an mir selber zu kleben, mich dauernd selbst wahrzunehmen, mich dauernd selbst zu beachten. Meinen eigenen Namen kenne ich nur halb; der mich liebt kennt ihn – das genügt.

Gnade denken heißt, nicht verzweifeln, wenn man sich selber als endlich und als Fragment erkennt. Es befreit von Perfektionszwängen. Die Geliebte in Mistral's Gedicht ist sich ihrer selbst gewiss im Blick des Geliebten. Ihr erster Satz:

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön.

Der letzte Satz ihrer Gewissheit:

Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt,  
die du geküsst, von Schönheit strahlen.

Von diesen Sätzen eingeschlossen, aber auch von ihnen überholt, finden sich Aussagen, die diese Sätze zu widerrufen scheinen.

Ich schäme mich des tristen Munds  
Der Stimme, der zerriss'nen, meiner rauhen Knie.  
Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtest,  
fand ich mich arm, fühlt' ich mich bloß.

Ihre Armut, ihre Blöße, ihre zerrissene Stimme erkennt sie unter dem Blick der Liebe. Es ist nicht das letzte Urteil und das letzte Wort, das sie über sich zu sagen hat. Das letzte ist jenes „Ich werde von Schönheit strahlen“. Der Blick der Liebe befreit sie nicht von dem Schmerz der Endlichkeit, wohl aber von der Panik, ein endliches, bedürftiges und zerrissenes Wesen zu sein. Die Güte des Lebens, die wir erfahren, lässt uns tief erfahren, dass wir noch nicht die sind, als die wir gedacht sind. „Ich schäme mich des tristen Munds!“ Aber diese Verstörung hat nicht das letzte Wort. Wenn ich nicht darauf bestehe, mein eigener letzter Zeuge und Retter zu sein, dann ist die Gelassenheit angesichts der eigenen Unvollkommenheit, der eigenen Brüchigkeit und der eigenen Schuld größer als der Selbstzweifel.

Ich bin, als der ich angesehen werde. Leider hat dieser Satz eine dunkle Kehrseite. Ein schwarzer Jugendlicher aus einem New Yorker Ghetto hat unter der Überschrift „Was bin ich?“ einen Brief an seinen Lehrer geschrieben, daraus folgende Sätze:

Ihr habt mich so erzogen, dass ich meine Brüder und Schwestern hasse. Was bin ich?  
 Ihr nennt mich Boy, einen dreckigen Strichjungen. Was bin ich?  
 Ich bin die Summe eurer Sünden. Ich bin die Leiche in eurem Keller.  
 Vor allem bin ich, wie ihr so unverhohlen sagt: euer NIGGER.

Der Schwarze ist beherrscht von dem Gefühl, nicht er selber zu sein. Die anderen sehen den Würdelosen, den Boy, den Strichjungen in ihn hinein, und so wird er, was sie schon lange gesehen haben: der Nigger. Die feindlichen Blicken halten seine Gedanken und sein Herz besetzt, sie zerstören seine Freiheit. Wir sind nicht nur die, die wir sind. Wir sind auch die, als die wir angesehen werden, im Guten und im Bösen. „Die anderen sind dein Gerichtshof.“, heißt es im „Nachtzug von Lissabon“ (S.319) von Pascal Mercier.

Der Zustand der Gesellschaft ist eine geronnene Lehre für unsere Kinder  
 Bildung ist also zunächst das, was die Konstruktion einer Gesellschaft uns lehrt. Sie lehrt uns Normen, indem wir sehen, nach welchen Normen gehandelt wird. Die Anthropologie einer Gesellschaft besteht zunächst nicht in Sätzen und Theorien über Mensch und Gesellschaft. Sie ist Gestalt geworden in der Art, wie unsere Kindergärten, Schulen, Gefängnisse, Altenheime, Stadtteile eingerichtet und erbaut sind. Was eine Gesellschaft von Kindern hält, das sagt sie nicht nur in ausdrücklichen Sätzen. Sie sagt es viel folgenreicher und einprägsamer darin, wie viel Spielplätze und wie viele Parkplätze sie vorsieht; wie viel Luft zum Atmen und wie viel genießbares Wasser sie ihren Kindern lässt und für sie vorsieht. Wer die Kinder sind; was sie von sich selbst zu halten haben; ob sie dem Leben vertrauen können, das lernen die Kinder nicht zuerst von Lehrern und aus Büchern. Sie lernen es daraus, wie die Welt für sie eingerichtet ist. Der Zustand einer Gesellschaft bildet. Er arbeitet an den inneren Bildern von Menschen, an ihrem Lebensvertrauen, an ihrer Hoffnungs- und Handlungsfähigkeit; an ihrer Lebensfreude. Oft kommen alle philosophischen und religiösen Sätze und Lehren zu spät gegen die gewaltigen Lehren, die das Leben selber sie gelehrt hat. Das Recht und der Lebensraum der Kinder in einer Gesellschaft ist zugleich das Buch, in dem sie ihre eigene Sinnhaftigkeit, ihre Lebenszuversicht und ihre Hoffnung lesen. Gerechtigkeit bildet Sinn. Barmherzigkeit ist die in den Institutionen übersetzte Lehre von der Lebbarkeit des Lebens.

### **Wann ist ein Mensch erwachsen?**

Ich nenne einige Momente einer solchen Erwachsenenheit. Erwachsensein heißt, sich der eigenen Endlichkeit bewusst zu sein; darauf zu verzichten, einsamer Meister zu sein. Erwachsensein heißt, bündnisfähig zu sein. Das heißt die Fähigkeit, nicht auf sich allein zu bestehen, sondern sich mit anderen Gruppen, Lebensperspektiven und Ideen zu verbinden, die weiter gehen als der eigene Horizont. Wenn man gruppenfähig ist, muss man nicht der völlige Autor der eigenen Welt sein; man braucht nicht auf sich allein zu bestehen, allein auf der eigenen Weisheit und der eigenen kümmerlichen Lebenshoffnung.

Erwachsensein heißt, der Solidarität fähig zu sein. Es heißt von sich selber absehen zu können und mehr zu wollen als sich selber. Das Unglück, sich selber nicht lieben zu dürfen, darf nicht abgelöst werden durch das Unglück, nur sich selber lieben zu können.

Erwachsensein heißt, der Unbehautheit fähig zu sein; nicht völlig identisch sein zu müssen mit der Gruppe, zu der man gehört; mit dem Land, das man Vaterland nennt, und mit der eigenen Kirche. Fremd sein zu können in der eigenen Gruppe, ist ein Moment der Gruppenfähigkeit. Vielleicht ist es gerade die Sehnsucht nach Lebensganzheit, die uns nirgendwo ganz zuhause sein lässt. Die Heimat spielt sich in vielen Heimaten ab, darum kann man mit einer nie ganz zufrieden sein. Und so wird wohl auch die eigene Gruppe Heimat und Fremde zugleich sein.